

Die Neugier und die Erfindung der Welt

Über Staunen, Unterscheidung, Wirklichkeit und die Entäußerung des Denkens

Version 2.0 – erweitert um Venedig 2026

Ein philosophisches Essay

I. Der Bauklotz im Mund

Ein Kleinkind sitzt auf dem Boden. Vor ihm liegt ein Bauklotz. Für den Erwachsenen ist die Sache längst entschieden: Es ist ein Bauklotz. Er besitzt eine Form, eine Farbe, ein Material und einen vorgesehenen Gebrauch. Man kann ihn stapeln. Vielleicht lässt sich mit ihm ein Turm bauen. Die Welt dieses Gegenstandes scheint abgeschlossen.

Für das Kind ist nichts davon abgeschlossen. Es nimmt den Klotz in die Hand, dreht ihn, betrachtet ihn aus verschiedenen Richtungen, schlägt ihn gegen den Boden, lässt ihn fallen und steckt ihn schließlich in den Mund. Der Erwachsene mag darin eine primitive Vorstufe vernünftigen Handelns sehen. Doch vielleicht geschieht hier etwas philosophisch Grundlegendes. Das Kind fragt nicht in Worten: Was ist dieser Gegenstand? Es fragt mit seinem ganzen Körper.

Wie sieht er aus? Wie schwer ist er? Wie fühlt er sich an? Wie schmeckt er? Welches Geräusch entsteht, wenn er auf den Boden trifft? Was geschieht, wenn ich ihn loslasse? Und, untrennbar damit verbunden: Was kann ich mit ihm tun? Was vermag meine Hand? Was bewirkt mein Tun?

Das Kind entdeckt nicht zuerst eine fertige Welt und anschließend sich selbst als Bewohner dieser Welt. Welt und Selbst entstehen in derselben Bewegung. Der Bauklotz wird zum Gegenstand, indem das Kind an ihm Möglichkeiten unterscheidet; zugleich erfährt sich das Kind als eines, das greifen, werfen, schmecken, wiederholen und erwarten kann. Erkenntnis ist hier noch kein Besitz. Sie ist Vollzug.

Vielleicht beginnt Neugier genau an dieser Stelle. Nicht als Mangel, der möglichst schnell beseitigt werden soll, sondern als Lust daran, dass etwas noch nicht festgelegt ist. Das Kind weiß nicht, was der Bauklotz alles sein kann. Gerade deshalb ist er interessant. Die Unbestimmtheit ist kein Defekt der Welt, sondern ihr Versprechen.

Später werden wir gelernt haben, Gegenstände schnell zu identifizieren. Wir werden wissen, was ein Stuhl, ein Baum, eine Straße, ein Mensch, ein Beruf und ein Bauklotz sind. Diese Fähigkeit ist notwendig. Ohne sie könnten wir nicht handeln. Doch mit jeder erfolgreichen Bestimmung verschwindet auch eine Möglichkeit: die Möglichkeit, noch einmal zu fragen, ob das, was wir längst kennen, vielleicht anders sein könnte.

Die Geschichte der Neugier ist deshalb zugleich eine Geschichte des Menschen: vom offenen Erproben der Welt über ihre begriffliche Stabilisierung bis zu der Frage, ob eine fertig gewordene Welt wieder geöffnet werden kann.

II. Bevor es Philosophie gab: die biologische Exploration

Lange bevor ein Mensch die Frage stellte, warum überhaupt etwas ist, mussten Organismen Unterschiede bemerken. Nahrung und Nicht-Nahrung, Wärme und Kälte, Nähe und Entfernung, Gefahr und Sicherheit waren keine philosophischen Kategorien. Sie waren Bedingungen des Überlebens.

Schon eine Zelle steht nicht einer neutralen Welt gegenüber. Ihre Membran trennt innen und außen. Rezeptoren reagieren auf bestimmte Moleküle; Konzentrationsgradienten beeinflussen Bewegungen; chemische Signale verändern Stoffwechselprozesse. Die Zelle besitzt kein Bild der Welt. Dennoch ist ihre Existenz eine fortgesetzte Antwort auf Unterschiede.

Mit komplexeren Organismen wird daraus Exploration. Ein Tier, das nur auf bereits eingetretene Gefahren reagieren könnte, wäre gegenüber einem Tier im Nachteil, das Unsicherheit aktiv vermindert. Was bewegt sich im Gebüsch? Wo könnte Nahrung sein? Was befindet sich hinter dieser Deckung? Die Fähigkeit, etwas zu untersuchen, bevor seine Bedeutung feststeht, besitzt einen offensichtlichen Selektionswert.

Damit lässt sich eine biologische Wurzel der Neugier vermuten. Doch die menschliche Neugier überschreitet diesen Ursprung eigentümlich. Wir untersuchen Sterne, deren Licht Millionen Jahre unterwegs war. Wir rekonstruieren ausgestorbene Sprachen. Wir wollen wissen, was sich im Inneren eines schwarzen Loches ereignet, obwohl die Antwort unseren Alltag nicht verbessert. Ein biologischer Mechanismus scheint sich von seinem unmittelbaren Zweck emanzipiert zu haben.

Freud hat eine solche Emanzipation mit dem Begriff der Sublimierung beschrieben. Bei ihm ist der Wissensdrang besonders mit der infantilen Sexualforschung verbunden: Das Kind will wissen, woher Kinder kommen, was Erwachsene tun, worin körperliche Unterschiede bestehen. Triebenergie kann sich von ihrem ursprünglichen Gegenstand lösen und kulturelle Formen annehmen. Wissenschaft und Kunst wären dann nicht Gegenwelten zum Trieb, sondern hoch transformierte Fortsetzungen seiner Energie.

Doch Neugier lässt sich nicht vollständig auf Sexualität, Nahrung oder Gefahrenabwehr reduzieren. Vielleicht ist das Gemeinsame abstrakter: Ein lebendes System kann nur fortbestehen, indem es Unterschiede verarbeitet. Beim Menschen wird diese Notwendigkeit reflexiv. Er bemerkt nicht nur Unterschiede; er kann bemerken, dass ihm Unterschiede fehlen. Er kann sein Nichtwissen wissen.

Damit entsteht eine neue Form der Unruhe. Nicht: Dort könnte Nahrung sein. Sondern: Dort könnte etwas sein, das meine bisherige Welt verändert.

III. Staunen, curiositas und die verdächtige Lust am Neuen

Die Philosophie hat diese Unruhe keineswegs einheitlich begrüßt. Aristoteles stellt an den Anfang der Metaphysik das menschliche Streben nach Wissen und verbindet den Ursprung des Philosophierens mit dem Staunen. Das thaumazein ist keine bloße Informationslücke. Im Staunen verliert das Selbstverständliche seine Selbstverständlichkeit.

Augustinus betrachtet die curiositas dagegen mit Misstrauen. Es gibt ein Sehenwollen, das nicht der Wahrheit, sondern der Zerstreuung dient: eine Lust an Erfahrungen, Bildern und Neuigkeiten. Die Neugier kann den Menschen aus sich herausziehen, ohne ihn irgendwo ankommen zu lassen. Schon hier erscheint eine Unterscheidung, die für die Gegenwart

entscheidend werden wird: Es gibt eine Neugier, die vertieft, und eine Neugier, die lediglich konsumiert.

Heidegger radikalisiert diese Ambivalenz. In Sein und Zeit gehört die Neugier zur alltäglichen Verfassung des Daseins. Sie sucht das Neue nicht, um bei der Sache zu verweilen, sondern um weitergehen zu können. Sie will gesehen haben. Ihr Gegenstand ist austauschbar; entscheidend ist der Wechsel. Heideggers Analyse entstand lange vor dem Smartphone, doch ihre Struktur wirkt heute unheimlich vertraut: sehen, weitersehen, nichts verpassen, überall und nirgends sein.

Damit dürfen wir kindliche Neugier und Heideggers Neugier nicht einfach gleichsetzen. Das Kind mit dem Bauklotz verweilt. Es wiederholt. Es setzt sich der Sache aus. Die konsumptive Neugier dagegen braucht die Sache nur als Anlass für den nächsten Reiz.

Vielleicht müssen wir deshalb zwischen explorativer und konsumptiver Neugier unterscheiden. Explorative Neugier verändert den Beobachter. Konsumptive Neugier wechselt vor allem die Inhalte vor einem möglichst unveränderten Beobachter.

Die erste fragt: Was geschieht, wenn ich mich darauf einlasse?

Die zweite fragt: Was gibt es Neues?

Diese Differenz wird später entscheidend sein, wenn technische Systeme beginnen, nicht nur unsere Wahrnehmung, sondern auch unsere Fragen zu organisieren.

IV. Draw a distinction: Welt beginnt mit einer Grenze

George Spencer Brown beginnt seine Laws of Form mit einer scheinbar einfachen Aufforderung: Draw a distinction. Ziehe eine Unterscheidung.

Die philosophische Sprengkraft dieses Satzes liegt darin, dass Beobachtung nicht als passives Empfangen einer bereits vollständig gegliederten Welt erscheint. Um etwas als etwas beobachten zu können, muss eine Grenze gezogen werden. Etwas wird markiert; etwas anderes bleibt unmarkiert.

A | Nicht-A.

Ein Geräusch wird als gefährlich oder ungefährlich unterschieden. Ein Gegenstand als lebendig oder nicht lebendig. Eine Bewegung als beabsichtigt oder zufällig. Erst durch solche Operationen entsteht eine für einen Beobachter handhabbare Welt.

Damit verändert sich auch der Begriff der Entscheidung. Entscheiden heißt nicht nur, zwischen bereits fertigen Alternativen auszuwählen. Jede Unterscheidung erzeugt einen Raum, in dem Alternativen überhaupt auftreten können. Wer die Unterscheidung bestimmt, bestimmt mit, welche Welt anschließend sichtbar wird.

Das lässt sich an einem einfachen Loch im Garten zeigen. Zunächst: Loch oder Vertiefung? Dann: von einem Tier oder durch Wasser? Dann: Maus oder Wühlmaus? Jede Antwort beendet

eine Unbestimmtheit und erzeugt zugleich neue. Ist es eine Maus, entstehen Fragen nach Art, Bau, Anzahl, Nahrung, Verhalten.

Erkenntnis vermindert Nichtwissen und produziert es gleichzeitig.

Darin könnte der eigentliche Motor der Neugier liegen. Sie wäre nicht bloß ein Drang, Informationslücken zu schließen. Ein System, das konsequent alle Lücken schließen wollte, müsste irgendwann Ruhe anstreben. Wirkliche Neugier tut das Gegenteil: Jede geschlossene Unterscheidung wird zum Ausgangspunkt neuer Unterschiede.

Unbestimmtheit führt zur Exploration, Exploration zur Unterscheidung, Unterscheidung zur vorläufigen Bestimmung, und die Bestimmung öffnet einen neuen Raum des Möglichen.

Neugier wäre dann die rekursive Selbstfortsetzung des Beobachtens.

V. Wir finden draußen die Spuren unserer eigenen Unterscheidungen

Der radikale Konstruktivismus verschärft diese Einsicht. Erkenntnis ist keine photographische Abbildung einer unabhängig vom Beobachter fertig strukturierten Realität. Das bedeutet nicht, dass es keine Realität gäbe. Es bedeutet, dass wir keinen beobachterfreien Standort besitzen, von dem aus wir unsere Erkenntnis mit der Realität an sich vergleichen könnten.

Ernst von Glasersfeld spricht deshalb von Viabilität. Konstruktionen bewähren sich oder scheitern. Sie passen zu unseren Erfahrungen und Handlungen, ohne dass daraus folgt, sie seien Kopien einer ontologischen Welt.

Heinz von Foerster und die Kybernetik zweiter Ordnung nehmen den Beobachter in die Beobachtung hinein. Wer beobachtet den Beobachter? Welche Unterscheidungen benutzt er, um etwas als Problem, Ursache, Information oder Lösung zu sehen? Niklas Luhmann wird daraus die Einsicht entwickeln, dass der Beobachter die eigene Unterscheidung im Vollzug nicht zugleich vollständig beobachten kann. Die Unterscheidung, mit der er sieht, ist sein blinder Fleck.

Der Satz, wir suchten draußen ständig uns selbst, bekommt damit eine präzisere Bedeutung. Wir finden nicht einfach unser psychologisches Spiegelbild in den Dingen. Wir finden die Welt entlang der Unterscheidungen, die unsere Wahrnehmungs- und Erkenntnisorganisation zulässt.

Die Außenwelt setzt Widerstände. Sie überrascht uns, lässt Konstruktionen scheitern und zwingt zu Revisionen. Gerade deshalb ist radikaler Konstruktivismus kein beliebiges Erfinden von Wirklichkeit. Nicht jede Konstruktion funktioniert. Aber das Scheitern verrät uns nicht unmittelbar, wie die Realität an sich beschaffen ist. Es sagt zunächst: So, wie wir unterschieden haben, geht es nicht weiter.

Neugier ist dann eine besondere Bereitschaft, solche Irritationen nicht sofort abzuwehren. Sie hält die Möglichkeit offen, dass nicht die Welt falsch ist, sondern die eigene Unterscheidung unzureichend.

VI. Die Zelle und ihre Welt

Jakob von Uexküll hat mit dem Begriff der Umwelt eine Einsicht formuliert, die den Konstruktivismus biologisch erdet. Organismen leben nicht einfach in derselben Erfahrungswelt und nehmen davon unterschiedlich große Ausschnitte wahr. Ihre Sinnes- und Wirkorgane erzeugen jeweils andere relevante Welten.

Für eine Zecke ist die Welt nicht die Welt eines Menschen mit weniger Details. Bestimmte Gerüche, Temperaturen und Berührungen besitzen für sie eine Bedeutung, während große Teile dessen, was unsere Welt erfüllt, funktional nicht vorkommen.

Dasselbe lässt sich bis zur Zelle zurückverfolgen. Wir beschreiben eine Zelle mit Atomen, Molekülen, Proteinen, elektrischen Potentialen und thermodynamischen Prozessen. Doch das sind Kategorien unseres wissenschaftlichen Beobachtens. Die Zelle reagiert. Sie besitzt nicht unsere Physik.

Damit entsteht eine verstörend einfache Frage: Warum sollten ausgerechnet die Kategorien, die für die biologische Organisation *Homo sapiens* zugänglich sind, mit den vollständigen Kategorien der Realität identisch sein?

Evolution verlangt keine ontologische Vollständigkeit. Sie verlangt hinreichend erfolgreiche Orientierung. Unsere Augen erfassen nur einen winzigen Ausschnitt elektromagnetischer Strahlung. Wir hören nur einen begrenzten Frequenzbereich. Magnetfelder, ionisierende Strahlung oder Neutrinos gehören nicht unmittelbar zu unserer Lebenswelt. Erst technische Übersetzungen machen sie für uns unterscheidbar.

Vielleicht fehlen uns aber nicht nur zusätzliche Signale innerhalb einer grundsätzlich menschlich strukturierten Welt. Vielleicht fehlen uns Kategorien, für die unsere biologische Organisation überhaupt kein unmittelbares Analogon besitzt.

Das wäre kein Beweis für verborgene Dimensionen oder unbekannte ontologische Ebenen. Es ist eine epistemologische Bescheidenheit: Aus der Struktur unserer Erfahrungswelt folgt nicht, dass Realität dieselbe Struktur besitzen muss.

VII. Vier Dimensionen und die Versuchung von Flatland

Unsere physikalische Lebenswelt wird in drei räumlichen Dimensionen und einer Zeitdimension beschrieben. Wir bewegen uns in ihr, erinnern Vergangenheit, erwarten Zukunft und erleben Kausalität als zeitliche Ordnung. Diese Struktur erscheint so selbstverständlich, dass wir leicht vergessen, wie tief sie mit unserer Form des Existierens verbunden ist.

Edwin Abbots Flatland liefert dafür eine einfache Metapher. Ein zweidimensionales Wesen könnte eine dreidimensionale Kugel, die seine Ebene durchquert, niemals als Kugel wahrnehmen. Es sähe einen Punkt, einen wachsenden Kreis, einen schrumpfenden Kreis und schließlich nichts. Was für uns ein einziges Objekt ist, erschien ihm als rätselhafte Folge von Ereignissen.

Das Gedankenexperiment beweist nichts über zusätzliche Dimensionen. Aber es zeigt die logische Möglichkeit, dass eine Wirklichkeit in der Erfahrungswelt eines Beobachters nur als Projektion oder Folge von Wirkungen erscheinen kann.

Unsere mathematische Physik besitzt hier eine bemerkenswerte Doppelrolle. Einerseits ist sie an einen menschlichen Beobachter gebunden. Andererseits erlaubt sie uns, Strukturen zu formulieren, die unserer Anschauung widersprechen. Wir können rechnen, wo wir nicht mehr bildlich verstehen.

Vielleicht beginnt genau dort eine neue Grenze der Neugier. Die menschliche Vorstellungskraft, geformt in einer Welt mittlerer Größen und Geschwindigkeiten, stößt auf Theorien, die zuverlässig vorhersagen, aber nicht mehr in die vertrauten Kategorien Ding, Ort, Bahn und Ursache passen.

Wir wissen formal mehr, als wir anschaulich verstehen können.

VIII. Quantenphysik: die Welt, die auf unsere Fragen antwortet

Die Quantenphysik verschärft das Problem, weil die Messanordnung nicht einfach ein neutrales Fenster auf bereits festliegende klassische Eigenschaften ist. Welche Größe gemessen wird und in welcher Basis eine Messung erfolgt, gehört zur experimentellen Situation.

Hier ist Vorsicht nötig. Aus der Quantenmechanik folgt nicht, dass menschliches Bewusstsein durch bloßes Denken Realität erschafft. Ebenso wenig liefert sie einen experimentellen Beweis für den radikalen Konstruktivismus. Doch die strukturelle Resonanz ist philosophisch bemerkenswert: Die Art der Frage gehört zu den Bedingungen dessen, was als Antwort erscheinen kann.

In der Viele-Welten-Interpretation Hugh Everetts kollabiert die Wellenfunktion nicht im klassischen Sinn. Beobachter und System werden in der Messwechselwirkung korreliert; unterschiedliche Resultate entsprechen unterschiedlichen Zweigen der Gesamtbeschreibung. Als Metapher für unsere Überlegung ist das stark: Nach einer wirklichen Erkenntnis ist nicht nur die Welt anders bestimmt. Auch der Beobachter ist nicht mehr derselbe.

Ich erfahre A, und danach bin ich derjenige, der A erfahren hat.

Jede Entdeckung wird Teil meiner Geschichte. Sie verändert die Menge dessen, was ich erwarten, fragen und unterscheiden kann. In diesem schwachen, aber existentiell bedeutsamen Sinn erzeugt jede Erkenntnis eine neue Welt: nicht notwendig ein neues physikalisches Universum, sondern eine neue Welt des Beobachters.

Die Superposition wird damit zu einem erkenntnistheoretischen Bild für das Noch-nicht-Entschiedene. Neugier ist die Spannung, die mehrere mögliche Bestimmungen offenhält und zugleich zur Begegnung mit ihnen drängt.

Das Kind vor dem Bauklotz lebt genau in dieser Offenheit. Der Erwachsene sagt: Bauklotz. Das Kind fragt mit seiner Hand: Was noch?

IX. Dunkle Materie und der Name für das Nichtverstandene

Dunkle Materie ist für diese Überlegung ein besonders anschauliches Beispiel, gerade weil sie keine Bestätigung unserer philosophischen These darstellt.

Wir beobachten gravitative Effekte, die sich mit der sichtbaren baryonischen Materie allein nicht hinreichend erklären lassen: Rotationskurven von Galaxien, Gravitationslinsen, kosmische Strukturbildung und weitere Befunde weisen auf eine zusätzliche Komponente hin. Wir nennen sie dunkle Materie. Der Name bezeichnet zunächst eine theoretisch erschlossene Ursache beobachtbarer Wirkungen.

Wir wissen damit, dass unser bisheriger sichtbarer Ausschnitt nicht genügt. Aber der Name darf nicht mit ontologischer Kenntnis verwechselt werden. Dunkle Materie heißt zunächst: In unserem Modell fehlt etwas, dessen Wirkungen wir beschreiben können.

Dasselbe gilt in anderer Weise für dunkle Energie. Der überwiegende Teil des kosmologischen Energieinhalts wird mit Begriffen bezeichnet, deren physikalische Natur nicht im selben Sinn verstanden ist wie gewöhnliche Materie.

Das ist erkenntnistheoretisch faszinierend. Unsere Instrumente reichen weit über unsere Sinne hinaus. Dennoch stoßen wir auf Wirkungen, für die wir zunächst Platzhalterbegriffe bilden müssen.

Vielleicht ist das die moderne Form des Staunens: nicht das naive Staunen vor dem Unbekannten, sondern das Staunen einer hochentwickelten Wissenschaft darüber, dass ihre präzisesten Instrumente erneut auf Unbestimmtheit führen.

Die Grenze ist nicht verschwunden. Sie hat sich verschoben.

X. Instrumente als verlängerte Sinne

Die Geschichte der Wissenschaft lässt sich als Geschichte der Erweiterung menschlicher Sensorik lesen. Das Fernrohr machte sichtbar, was dem Auge zu klein am Himmel erschien; das Mikroskop, was ihm auf der Erde zu klein war. Spektrometer, Radioteleskope, Teilchenbeschleuniger und Gravitationswellendetektoren übersetzen Wechselwirkungen, für die wir keinen natürlichen Sinn besitzen, in Datenformen, die wir verarbeiten können.

Doch jedes Instrument bleibt Teil einer Übersetzungskette.

Realität - Wechselwirkung - Detektor - Signal - Daten - Darstellung - Interpretation.

Am Ende erscheinen Zahlen, Kurven, Bilder oder mathematische Strukturen. Das Instrument verlässt die menschliche Erkenntnisarchitektur nicht; es verlängert sie.

Daraus ergibt sich eine Grenze, die nicht einfach durch bessere Empfindlichkeit verschwindet. Ein Instrument kann nur innerhalb operational definierter Unterscheidungen messen. Wir müssen festlegen, was als Signal, Ereignis, Teilchen, Energie oder Abweichung gelten soll. Selbst das

vollkommenste Instrument beantwortet Fragen, die innerhalb einer Theorie formulierbar geworden sind.

Wenn die Entwicklung der Instrumente an Grenzen stößt, begegnen wir deshalb möglicherweise nicht nur einer technischen Grenze. Wir begegnen der Struktur unseres Fragens.

An dieser Stelle entsteht eine Resonanz zum Bewusstsein. Auch dort können wir immer präziser messen: neuronale Aktivität, elektrische Potentiale, funktionale Netzwerke, Stoffwechsel, zeitliche Korrelationen. Und dennoch bleibt die eigentümliche Frage bestehen, weshalb all dies erlebt wird.

Die Physik stößt auf eine Welt, die sich der Anschauung entzieht. Die Bewusstseinsforschung stößt auf ein Erleben, das sich der vollständigen Außenbeschreibung entzieht. In beiden Fällen zwingt die Grenze den Beobachter, nach seinen eigenen Erkenntnisbedingungen zu fragen.

X.1 Venedig 2026: Wenn der Beobachter in die Welt zurückkehrt

Im August 2026 trafen sich am Berggruen Institute in der Casa dei Tre Oci in Venedig zwanzig Wissenschaftler, Philosophen, Schriftsteller und Vertreter spiritueller Traditionen zu einer einwöchigen Zusammenkunft über Bewusstsein. Unter ihnen waren der Physiker Carlo Rovelli, die Neurowissenschaftler Anil Seth und Karl Friston, die Philosophinnen und Philosophen Jenann Ismael, Alva Noë und Donald Hoffman sowie Vertreter buddhistischer, vedantischer, daoistischer, islamischer und christlicher Denktraditionen. Bemerkenswert ist weniger, dass diese sehr verschiedenen Stimmen zu einem Ergebnis gekommen wären. Genau das war ausdrücklich nicht das Ziel. Der Workshop fragte vielmehr nach den Voraussetzungen, unter denen die verschiedenen Disziplinen überhaupt vom Bewusstsein sprechen: Ist Bewusstsein Produkt der Materie oder fundamental? Ist das Selbst real, konstruiert oder illusionär? Was kann eine Wissenschaft der dritten Person über Erfahrung in der ersten Person wissen?

Diese Fragen treffen erstaunlich genau auf die Bewegung, die uns von der biologischen Neugier über Spencer Brown und den Konstruktivismus bis an die Grenze der Messinstrumente geführt hat. Der Beobachter, den die klassische Wissenschaft methodisch möglichst aus der Beschreibung entfernen wollte, kehrt in die Beschreibung zurück. Nicht als magischer Erzeuger einer Welt und nicht als Gegenargument gegen Naturwissenschaft, sondern als ein Teil jener Natur, die er beschreibt.

Carlo Rovelli formuliert diesen Punkt besonders deutlich. Das erkennende Subjekt stehe nicht außerhalb der Welt. Theorien und Wissen seien verkörperte Werkzeuge, die innerhalb derselben Realität existieren, auf die sie sich beziehen. Für Rovelli gibt es deshalb keinen metaphysischen Abgrund zwischen Körper und Seele, Materie und Geist. Innen- und Außenbeschreibung sind verschiedene Perspektiven auf dieselben natürlichen Vorgänge. Jede Beschreibung bleibt perspektivisch, approximativ und besitzt blinde Flecken. Gerade deshalb ist die Vorstellung einer vollständig körperlosen, von nirgendwo aus vorgenommenen Objektivität problematisch.

Hier berührt Rovelli unsere konstruktivistische Linie, ohne selbst einfach zum radikalen Konstruktivisten zu werden. Er behauptet eine reale Welt; aber der Beobachter ist Bestandteil dieser Welt. Es gibt keinen archimedischen Punkt außerhalb des Universums, von dem aus dessen endgültige Beschreibung vorgenommen werden könnte. Epistemologie und Ontologie bilden deshalb keinen einfachen Weg von einem äußeren Subjekt zu einem fertigen Objekt. Der Kreis ist unvermeidlich: Der Wissende gehört zu dem, was gewusst werden soll.

Anil Seth kommt von einer anderen Seite zu einer strukturell verwandten Einsicht. Für ihn ist das Gehirn eine Vorhersagemaschine. Bewusste Wahrnehmung ist eine 'kontrollierte Halluzination': eine fortlaufende, gehirnbasierte Vermutung darüber, was die Ursachen der eintreffenden sensorischen Signale sind. Die Formulierung darf nicht missverstanden werden. 'Halluzination' bedeutet hier nicht Beliebigkeit. Die Konstruktion wird durch die Widerständigkeit sensorischer Signale kontrolliert. Wir erleben nicht eine frei erfundene Welt, sondern eine biologisch erzeugte Hypothese, die sich an einer Realität bewähren muss.

Damit erhält die Zelle vom Anfang unseres Gedankengangs eine überraschende Fortsetzung. Vom chemischen Gradienten über Wahrnehmung bis zum menschlichen Weltmodell bleibt Leben darauf angewiesen, Unterschiede so zu verarbeiten, dass Handeln möglich wird. Karl Fristons Arbeiten zum Free-Energy-Prinzip und zu Active Inference radikalisierten diesen Gedanken mathematisch: Organismen erhalten sich, indem sie Unsicherheit regulieren, Vorhersagen bilden und durch Wahrnehmung wie Handlung die Differenz zwischen Erwartung und eintreffenden Signalen bearbeiten. Neugier lässt sich in diesem Horizont als aktive Suche nach Informationen verstehen, die das eigene Modell verbessern können.

Doch der Venedig-Dialog blieb nicht bei Neurowissenschaft und Physik. Gerade die Gegenüberstellung mit älteren religiösen und mystischen Traditionen öffnete eine zweite Achse. Meister Eckhart erscheint in Nathan Gardels' Bericht als Denker einer Wirklichkeit, in der der Mensch nicht einem vollständig äußeren Sein gegenübersteht. Die mittelalterliche Sprache ist eine andere als diejenige Rovellis. Sie darf nicht nachträglich in Quantenphysik übersetzt werden. Dennoch gibt es eine philosophische Resonanz: Die scharfe Trennung zwischen einem inneren Subjekt und einer ihm äußerlich gegenüberstehenden Realität könnte selbst eine sekundäre Unterscheidung sein.

Jenann Ismael benutzt dafür das Bild eines Spiegels. Erfahrung sei wie eine Membran zwischen Innen und Außen: Sie gehört als physischer Vorgang zur Welt und enthält zugleich aus der Perspektive des Subjekts die erscheinende Welt. Diese Doppelstellung ist für unseren Gedankengang besonders ergiebig. Bewusstsein wäre nicht ein Zuschauerraum außerhalb der Realität. Es wäre eine lokale Form, in der Realität sich für einen bestimmten Organismus perspektivisch erschließt.

Damit verändert sich auch unser Satz 'Wir suchen draußen ständig uns selbst'. Er muss weder idealistisch noch solipsistisch verstanden werden. Wenn der Beobachter selbst ein Teil der Realität ist, dann begegnet er in jeder Beobachtung einer Beziehung zwischen Welt und eigener Organisation. Er entdeckt nicht nur etwas über das Beobachtete, sondern - häufig ohne es zu bemerken - auch etwas über die Weise, in der er überhaupt beobachten kann.

Genau hier liegt die Resonanz zu den Grenzen unserer Instrumente. Ein Teleskop, ein Teilchendetektor oder ein neuronales Messverfahren erweitert den Bereich dessen, was wir unterscheiden können. Aber kein Instrument erzeugt einen Blick von außerhalb. Seine Daten werden innerhalb theoretischer, biologischer und begrifflicher Strukturen erzeugt und interpretiert. Je weiter die Instrumente reichen, desto deutlicher kann deshalb die Frage hervortreten, die sie ursprünglich zu überwinden schienen: Wer oder was ist der Beobachter, für den diese Messung überhaupt etwas bedeutet?

Der Venedig-Workshop ist deshalb kein Beweis für die These dieses Essays. Er ist etwas philosophisch Interessanteres: ein zeitgenössisches Symptom dafür, dass sehr verschiedene Erkenntnistraditionen an derselben Grenze wieder aufeinanderstoßen. Neurowissenschaft fragt nach der Konstruktion der Erfahrungswelt, Physik nach der Stellung des Beobachters innerhalb der Natur, Philosophie nach dem Verhältnis von erster und dritter Person, spirituelle Traditionen nach der vermeintlichen Trennung von Selbst und Sein.

Vielleicht ist die entscheidende Bewegung dabei nicht die Auflösung aller Unterschiede in eine große metaphysische Einheit. Das wäre nur eine neue, zu schnell geschlossene Antwort. Interessanter ist, dass die alte Unterscheidung Subjekt | Objekt selbst zum Gegenstand der Neugier wird. Die distinction, mit der die neuzeitliche Wissenschaft so erfolgreich gearbeitet hat, wird nun ihrerseits beobachtet.

Und damit kehrt unser Ausgangsgedanke in veränderter Form zurück: Neugier beginnt dort, wo eine bisher selbstverständliche Unterscheidung ihre Selbstverständlichkeit verliert. Vielleicht liegt gerade deshalb an den gegenwärtigen Grenzen von Physik, Bewusstseinsforschung und künstlicher Intelligenz kein Ende des Wissens. Vielleicht liegt dort ein neuer Bauklotz.

XI. Wenn das Instrument zu denken beginnt

Bis hierher haben Instrumente vor allem unsere Sinne erweitert. Mit digitalen Systemen und künstlicher Intelligenz verändert sich die Funktion des Instruments. Es misst nicht nur. Es selektiert, klassifiziert, korreliert, interpretiert und formuliert Ergebnisse.

Ob ein solches System Bewusstsein besitzt, ist eine offene und gegenwärtig unbeantwortete Frage. Für die gesellschaftliche Bedeutung ist sie zunächst gar nicht erforderlich. Entscheidend ist, dass wir kognitive Operationen externalisieren.

Das Teleskop erweitert das Sehen. Der Taschenrechner externalisiert Rechenoperationen. Datenbanken externalisieren Gedächtnis. Künstliche Intelligenz kann Teile einer komplexeren Kette übernehmen: Wahrnehmen, auswählen, unterscheiden, gewichten, interpretieren, formulieren.

Damit wird aus dem Instrument potentiell ein vorgeschalteter Beobachter.

Der Mensch fragt nicht mehr nur: Was zeigt mein Instrument? Er fragt: Was bedeutet das, was mein Instrument ausgewertet hat?

Und irgendwann: Sag mir, was dort ist.

Damit externalisieren wir genau jene Operation, die bei Spencer Brown am Anfang der Weltbildung stand: die Unterscheidung.

Das muss kein Verlust sein. Ein externes kognitives System kann Zusammenhänge finden, deren Komplexität unsere Aufmerksamkeit oder Erinnerung überfordert. Es kann zu einem Spiegel werden, in dem wir Strukturen unserer eigenen kulturellen Hervorbringungen erkennen.

Aber ein Spiegel ist nie unschuldig, wenn er entscheidet, was sichtbar wird.

XII. Entäußerung: Hegel, Marx und die fremd gewordene Intelligenz

Der Begriff der Entäußerung führt unmittelbar zu Hegel. Geist findet sich nicht einfach durch introspektive Selbstbetrachtung. Er objektiviert sich in Sprache, Arbeit, Institutionen, Kunst und Geschichte. Das Eigene tritt nach außen und kann dort erneut erkannt werden.

Künstliche Intelligenz lässt sich in diesem Sinn als eine radikale Form kultureller Objektivation lesen. Menschliche Sprache, Bilder, wissenschaftliche Texte, Programme, Entscheidungen und Kommunikationsformen werden technisch verarbeitet und erscheinen anschließend in einem System, das uns Antworten gibt.

Wir entäußern geistige Hervorbringungen und begegnen ihren verdichteten Strukturen als einem Gegenüber.

Bei Marx bekommt dieselbe Bewegung eine andere Färbung. Das Hervorgebrachte kann dem Hervorbringenden als fremde Macht entgegentreten. Was Menschen erzeugt haben, wird institutionell und ökonomisch verselbständigt.

Bei KI treffen beide Möglichkeiten aufeinander.

Die hegelsche Möglichkeit lautet: Wir erkennen in der Externalisierung Strukturen unseres eigenen Denkens, die uns vorher verborgen waren.

Die marxsche Möglichkeit lautet: Unsere kulturelle und geistige Produktion wird technisch akkumuliert, ökonomisch kontrolliert und uns als Dienstleistung zurückverkauft.

Profit besitzt hier eine doppelte Bedeutung. Wir profitieren von der Entäußerung, weil sie unsere kognitiven Möglichkeiten erweitert. Zugleich wird die Entäußerung zum Gegenstand ökonomischen Profits.

Der Kreislauf lautet dann: menschliche Hervorbringung - technische Akkumulation - Modell - Produkt - menschlicher Nutzer.

Der Mensch kauft Zugang zu einer maschinellen Verdichtung dessen, was Menschen hervorgebracht haben.

Das eigentlich Beunruhigende wäre jedoch nicht der Preis. Es wäre die Möglichkeit, dass wir mit der Interpretation zugleich die Auswahl unserer Unterscheidungen delegieren. Wer bestimmt, welche Frage relevant ist, welche Alternative plausibel und welche Abweichung bedeutend erscheint, beteiligt sich an der Konstruktion unserer Wirklichkeit.

XIII. Von „Was ist dort?“ zu „Sag mir, was dort ist“

Damit kehrt die Neugier zurück.

Die ursprüngliche Bewegung des Kindes lautet: Was ist dort? Es geht hin. Es berührt. Es versucht. Es scheitert. Es wiederholt. Die Antwort ist nicht vom Weg zu ihr zu trennen.

Eine vollständig vermittelte Erkenntnis verspricht dagegen etwas Verführerisches: das Ergebnis ohne den Weg.

Suchmaschine, Empfehlungsalgorithmus und KI können in Sekunden liefern, wofür früher Bibliotheken, Gespräche, Irrwege und lange eigene Überlegungen nötig waren. Das ist ein realer Gewinn. Niemand sollte die Langsamkeit früherer Informationsbeschaffung romantisieren.

Doch Erkenntnis ist nicht identisch mit Information.

Wenn die Antwort bereits vorliegt, bevor ich mein Nichtwissen ausgehalten habe, kann eine entscheidende Erfahrung fehlen: die Veränderung des Fragenden während der Suche.

Vielleicht liegt genau darin die Gefahr der kognitiven Entäußerung. Nicht, dass wir weniger Fakten besitzen. Im Gegenteil: Wir können über mehr Fakten verfügen als jede Generation zuvor. Aber wir könnten die Bewegung verlieren, durch die aus einer Irritation eine eigene Frage und aus einer Frage eine Veränderung des Selbst wird.

Dann hätte die Maschine nicht unsere Intelligenz ersetzt. Wir hätten unsere Neugier gegen Komfort eingetauscht.

XIV. Das Man hat schon nachgesehen

Heideggers Begriff des Man beschreibt keine bestimmte Gruppe. Das Man ist die Weise, in der im Alltag bereits feststeht, wie man die Dinge sieht, was man wichtig findet, worüber man spricht und was man tut. Es entlastet. Niemand könnte jede Bedeutung täglich neu erfinden.

Aber die Entlastung besitzt einen Preis. Eine Welt, in der für alles bereits eine Deutung bereitliegt, braucht meine eigene Entdeckung nicht mehr.

Man weiß, wie Politik funktioniert. Man weiß, wie alte Menschen sind. Man weiß, was gesund ist. Man weiß, was man gesehen haben muss. Man weiß, worüber man sich empört. Man weiß, welches Gerät man kaufen sollte.

Die Welt wird nicht leer. Sie wird im Gegenteil übervoll mit Bedeutungen. Gerade deshalb kann sie aufhören, überraschend zu sein.

Digitale Medien passen bemerkenswert gut zu dieser Struktur. Sie müssen das Man nicht erzeugen. Sie können es jedoch in bisher unbekannter Geschwindigkeit aktualisieren. Was man heute gesehen, gewusst, gefürchtet oder begehrt haben sollte, erscheint als Strom.

Heideggers Neugier findet hier ihre technische Form: sehen, um gesehen zu haben; weitergehen, weil das Gesehene bereits alt geworden ist.

Das Paradox lautet: Nie war so viel Neues verfügbar, und vielleicht war es nie leichter, in einer fertigen Welt zu leben.

XV. Vom Händischen zum Handy

Am Anfang dieses Essays lag ein Bauklotz in einer Hand.

Am Ende liegt in derselben Hand ein Smartphone.

Das Wort Handy besitzt im Deutschen eine unbeabsichtigte philosophische Ironie. Es verweist auf die Hand und zugleich auf ein Gerät, das immer mehr Weltbeziehungen in sich vereinigt.

Bei Heidegger ist das Zeug zunächst zuhanden. Ein Hammer begegnet im Hämmern nicht primär als Objekt mit messbaren Eigenschaften. Er gehört in einen Bewandtniszusammenhang: Hammer, Nagel, Brett, Haus, Wohnen. Das Werkzeug erschließt Welt im Vollzug.

Das Smartphone ist vielleicht das universalste Zeug der Geschichte. Kamera, Karte, Zeitung, Bibliothek, Briefkasten, Fernseher, Bank, Einkaufszentrum, Musikgerät, Kalender und Gesprächspartner fallen in einem Gegenstand zusammen.

Doch gerade diese Universalität verändert die Hand.

Die Hand des Kindes greift nach Welt.

Die Hand am Smartphone wischt über Darstellungen von Welt.

Das ist keine kulturpessimistische Verurteilung eines Gerätes. Auch ein Smartphone kann Welt öffnen: eine unbekannte Pflanze bestimmen, einen Sternenhimmel verstehen, einen fremden Text lesen, einen Menschen erreichen. Entscheidend ist nicht das Ding, sondern die Weise des Gebrauchs.

Aber das Gerät besitzt eine starke Tendenz zur fertigen Antwort. Seine ökonomischen Systeme leben davon, dass Aufmerksamkeit nicht verweilt. Medien liefern die nächste Neuigkeit; Plattformen den nächsten Reiz; Amazon den nächsten Gegenstand.

So kann aus explorativer Neugier konsumptive Neugier werden.

Nicht mehr: Was könnte dies sein?

Sondern: Was gibt es noch?

XVI. Die fertige Welt des alten Menschen

Nun können wir das Gegenbild zum Kind zeichnen.

Ein alter Mensch sitzt in einem Sessel. Er hat viel erlebt. Er besitzt Kategorien für fast alles, was ihm begegnet. Das ist nicht Verarmung, sondern zunächst Erfahrung. Erfahrung ist verdichtete Welt. Sie erlaubt Orientierung, Gelassenheit und Urteil.

Doch Erfahrung kann sedimentieren.

Das kenne ich schon.

So sind Menschen eben.

Das ändert sich nicht mehr.

Dafür bin ich zu alt.

Mit solchen Sätzen wird nicht nur ein Gegenstand bestimmt. Möglichkeit wird geschlossen.

Der alte Mensch kann dadurch in einer Welt leben, die vollständig eingerichtet erscheint. Neuigkeiten gibt es weiterhin. Gerade sie lassen sich hervorragend konsumieren. Nachrichten, Serien, Angebote, politische Aufregungen, neue Geräte. Doch das Neue berührt die Grundordnung des Selbst nicht mehr.

Das wäre die existenzielle Form konsumptiver Neugier: unendlich viele neue Inhalte in einer nicht mehr veränderbaren Welt.

Das Man bietet dafür eine beruhigende Heimat. Man altert eben. Man wird vorsichtiger. Man macht dies nicht mehr. Man muss sich damit abfinden.

Doch warum eigentlich?

Warum sollte gerade das Altern die Phase sein, in der die Welt endgültig verstanden sein muss?

XVII. Altern als letzte große unbekannte Landschaft

Vielleicht liegt hier die überraschende Wendung des ganzen Gedankengangs.

Das Altern, das gewöhnlich als Verlustgeschichte erzählt wird, ist selbst etwas, das wir vorher niemals erfahren haben.

Ein Mensch kann viel über das Alter wissen. Er kann alte Menschen gekannt, medizinische Bücher gelesen und gesellschaftliche Vorstellungen übernommen haben. Aber sein eigenes Siebzigwerden hat er mit sechzig noch nie erlebt. Sein Achtzigwerden kennt er nicht. Der Körper, der morgen seiner sein wird, ist ihm unbekannt.

Das Alter ist deshalb keine bereits bekannte Landschaft, in die wir widerwillig eintreten. Es ist eine Landschaft, die für jeden nur einmal und nur von innen zugänglich wird.

Warum begegnen wir ihr so selten mit derselben Neugier, mit der das Kind den Bauklotz untersucht?

Was verändert sich an Zeit, wenn weniger Zukunft selbstverständlich vorausgesetzt wird? Was geschieht mit Erinnerung? Welche Dinge verlieren Bedeutung, welche gewinnen sie? Wie verändert sich ein Körper als Ort des Weltzugangs? Welche Formen von Nähe werden möglich? Welche Ängste verschwinden vielleicht, gerade weil Endlichkeit nicht mehr abstrakt ist?

Das sind keine Fragen, deren Antworten ein Ratgeber liefern könnte. Sie verlangen dieselbe Operation wie am Anfang: ausprobieren, wahrnehmen, sich überraschen lassen.

Der eigene alternde Körper wäre dann nicht nur ein Körper, der Fähigkeiten verliert. Er wäre ein unbekanntes Instrument, dessen veränderte Resonanzen erst entdeckt werden müssen.

XVIII. Endlichkeit ohne Angst

Der existenzialistische Gedanke der Endlichkeit muss nicht in Pessimismus führen.

Heideggers Sein zum Tode wird häufig düster gelesen. Doch die entscheidende Pointe liegt nicht in der morbiden Beschäftigung mit dem Sterben. Endlichkeit individualisiert Möglichkeit. Wenn meine Zeit nicht unbegrenzt ist, kann ich mich nicht auf ein anonymes Irgendwann vertagen.

Die Angst versucht, das Unbestimmte in Bedrohung zu verwandeln. Neugier kann eine andere Haltung ermöglichen: Das Unbestimmte bleibt unbestimmt, aber es muss nicht feindlich sein.

Niemand weiß, wie sich sein weiteres Altern anfühlen wird. Niemand besitzt Erfahrung vom eigenen Tod. Gerade deshalb wäre es widersinnig, die Zukunft vollständig mit übernommenen Bildern zu füllen.

Das Man weiß, wie Alter aussieht.

Das eigene Dasein weiß es noch nicht.

In diesem Noch-nicht liegt Freiheit.

Vielleicht besteht eine reife Form der Neugier gerade darin, nicht mehr jede Unbestimmtheit sofort auflösen zu müssen. Das Kind will alles anfassen. Der alte Mensch könnte gelernt haben, auch vor etwas zu stehen und zu sagen: Ich weiß nicht, was daraus wird. Ich möchte sehen.

Staunen wäre dann keine Regression in Kindlichkeit. Es wäre eine späte Fähigkeit, die Gewissheiten der Erfahrung wieder durchlässig zu machen.

XIX. Die Welt wieder möglich machen

Damit schließt sich der Bogen.

Wir begannen mit biologischer Exploration. Ein Organismus muss Unterschiede bemerken, um zu leben. Beim Menschen wurde daraus ein Wissenwollen, das sich von unmittelbaren Zwecken löste. Philosophie begann im Staunen. Wissenschaft baute Instrumente, um die Grenzen unserer Sinne zu überschreiten. Die Instrumente führten uns an Grenzen, an denen nicht nur die Welt, sondern unsere Kategorien fragwürdig wurden.

Dann begannen wir, auch kognitive Operationen nach außen zu verlagern. Maschinen helfen uns zu unterscheiden, zu interpretieren und zu entscheiden. In dieser Entäußerung können wir uns wiederfinden oder uns von uns selbst entfernen.

Die entscheidende Frage ist deshalb nicht, ob Technik gut oder schlecht ist. Sie lautet: Bleibt der Mensch in seiner eigenen Erkenntnisbewegung anwesend?

Eine KI kann mir eine Antwort geben. Sie kann mir sogar helfen, eine bessere Frage zu formulieren. Aber sie kann nicht für mich erleben, dass eine bisher selbstverständliche Welt plötzlich fragwürdig geworden ist. Diese Irritation gehört zu meiner Existenz.

Neugier ist deshalb vielleicht weniger eine Eigenschaft des Intellekts als eine Haltung zur eigenen Unfertigkeit.

Sie sagt nicht: Ich weiß zu wenig.

Sie sagt: Meine Welt muss noch nicht fertig sein.

XX. Derselbe Mensch, dieselbe Hand

Vielleicht sitzt am Ende ein alter Mensch an einem Tisch. In seiner Hand liegt ein Gegenstand.

Es könnte ein Smartphone sein.

Vielleicht hat er gerade eine Nachricht gelesen, eine Frage an eine künstliche Intelligenz gestellt oder etwas bestellt. Nichts daran ist verwerflich. Die entscheidende Frage ist nur, ob die Welt damit erledigt ist.

Er legt das Gerät beiseite.

Vor ihm liegt vielleicht ein Stein, ein Blatt, eine alte Fotografie oder tatsächlich ein Bauklotz eines Enkelkindes. Er nimmt ihn in die Hand.

Er weiß, was es ist.

Und für einen Augenblick genügt ihm dieses Wissen nicht.

Wie fühlt sich das eigentlich an? Warum erinnert mich diese Oberfläche an etwas? Weshalb erscheint mir dieser Gegenstand heute anders als vor zwanzig Jahren? Was hat sich verändert - das Ding oder ich? Was bedeutet es, dass meine Hand älter geworden ist? Warum kann ich diese Veränderung wahrnehmen und zugleich derjenige sein, der sich verändert?

Plötzlich ist die fertige Welt wieder offen.

Vielleicht ist dies die tiefste Form der Neugier: nicht immer weiter nach Neuem zu suchen, sondern dem längst Bekannten zu erlauben, wieder unbekannt zu werden.

Dann wäre Altern nicht der Weg aus einer offenen in eine geschlossene Welt. Es könnte das Gegenteil werden: die Gelegenheit, die ungeheure Merkwürdigkeit des eigenen Daseins noch einmal zu entdecken.

Dass dieser Körper sich verändert.

Dass Erinnerung Gegenwart werden kann.

Dass Zeit anders erscheint, je nachdem, von wo aus wir sie betrachten.

Dass ein Mensch jahrzehntelang derselbe heißen und dennoch niemals derselbe sein kann.

Dass wir wissen, dass unser Leben endlich ist, ohne zu wissen, was diese Endlichkeit für uns noch bedeuten wird.

Das Kind steckt den Bauklotz in den Mund, weil es nicht weiß, was Welt ist.

Der alte Mensch braucht ihn nicht mehr in den Mund zu stecken. Seine Neugier kann eine andere geworden sein. Vielleicht weiß er inzwischen genug, um zu begreifen, wie wenig durch Wissen endgültig erledigt wird.

Zwischen diesen beiden Händen liegt ein Leben voller Unterscheidungen.

Und vielleicht besteht Freiheit am Ende nicht darin, alle richtigen Unterscheidungen getroffen zu haben. Vielleicht besteht sie darin, eine Grenze, die man selbst oder das Man längst für endgültig hielt, noch einmal anzusehen und zu fragen:

Muss sie wirklich hier verlaufen?

Dann wird aus dem Alter keine letzte geschlossene Kammer. Es wird noch einmal Landschaft.

Nicht trotz der Endlichkeit, sondern durch sie.

Nicht ohne Verlust, aber auch nicht unter dem Zwang, jeden Verlust als Verarmung zu deuten.

Und nicht ohne Angst, wenn Angst kommt - aber ohne ihr das Recht zu geben, im Voraus zu bestimmen, was diese unbekannte Zeit sein wird.

Das Staunen des Kindes und das Staunen des alten Menschen sind nicht dasselbe. Das erste staunt, weil es die Welt noch nicht kennt. Das zweite kann staunen, weil es erfahren hat, dass auch eine lange gekannte Welt niemals vollständig bekannt wird.

Vielleicht ist das die schönste Möglichkeit des Alterns:

nicht immer weniger Welt zu haben,

sondern immer wieder zu entdecken,

dass sie noch nicht fertig ist.

Nachbemerkung: Eine offene These

Dieses Essay hat biologische, psychoanalytische, konstruktivistische, physikalische, technikphilosophische und existenzialistische Gedanken miteinander in Beziehung gesetzt. Diese Ebenen sind nicht identisch. Insbesondere sind Quantenphysik, Viele-Welten-Interpretation und Dunkle Materie keine naturwissenschaftlichen Belege für einen radikalen Konstruktivismus oder für die These, Bewusstsein erzeuge physikalische Realität.

Die Verbindungen sind philosophische Resonanzen: strukturelle Ähnlichkeiten, die neue Fragen ermöglichen.

Vielleicht entspricht gerade dies der hier verteidigten Neugier. Eine Metapher ist nicht wertvoll, weil sie beweist. Sie ist wertvoll, wenn sie eine bislang unsichtbare Unterscheidung sichtbar macht.

Der Bauklotz bleibt ein Bauklotz.

Aber er muss deshalb noch lange nicht fertig sein.

Philosophische Bezugspunkte und Literaturhinweise

Aristoteles: Metaphysik, insbesondere Buch I.

Augustinus: Confessiones, insbesondere Buch X zur curiositas.

Martin Heidegger: Sein und Zeit (1927), besonders §§ 15–18 zum Zeug und § 36 zur Neugier; §§ 45 ff. zu Endlichkeit und Sein zum Tode.

George Spencer Brown: Laws of Form (1969).

Ernst von Glasersfeld: Radikaler Konstruktivismus. Ideen, Ergebnisse, Probleme.

Heinz von Foerster: Wissen und Gewissen. Versuch einer Brücke.

Niklas Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft; Soziale Systeme.

Jakob von Uexküll: Streifzüge durch die Umwelten von Tieren und Menschen.

Sigmund Freud: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie sowie Texte zu Sublimierung und Wissbegierde.

G. W. F. Hegel: Phänomenologie des Geistes.

Karl Marx: Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844.

Hugh Everett III: „Relative State“ Formulation of Quantum Mechanics (1957).

Edwin A. Abbott: Flatland (1884).

Hans Blumenberg: Die Legitimität der Neuzeit, insbesondere zur theoretischen Neugier.

Ergänzende Quellen zu Version 2.0

Nathan Gardels: “Subjective Perspective Makes Objective Reality ‘Everywhere Whole’”, Noema Magazine, 28. August 2026.

Berggruen Institute: “Consciousness Convening”, Casa dei Tre Oci, Venedig, 2.–8. August 2026.

Carlo Rovelli: Beiträge zum Verhältnis von Bewusstsein, Natur und Beobachter, zitiert und dokumentiert im Bericht von Nathan Gardels sowie im Berggruen Consciousness Convening.

Anil Seth: Being You sowie sein Beitrag in Venedig zur Wahrnehmung als 'controlled hallucination'.

Karl Friston: Arbeiten zum Free-Energy-Prinzip und zu Active Inference als theoretischer Hintergrund für Vorhersage, Exploration und Unsicherheitsregulation.